

IMOGEN KEALEY

Die
Spionin

 rütten & loening

I M O G E N K E A L E Y

Die
Spionin

R O M A N

Aus dem Englischen
von Gabriele Weber-Jarić

 rütten & loening

Die Originalausgabe unter dem Titel
Liberation
erschien 2020 bei Sphere, London.



ISBN 978-3-352-00946-4

Rütten & Loening ist eine Marke
der Aufbau Verlag GmbH & Co. KG

1. Auflage 2020

© Aufbau Verlag GmbH & Co. KG, Berlin 2020

Copyright © Darby Kealey 2019

Novel by Imogen Robertson

From the screenplay by Darby Kealey

Karte: Peter Palm, Berlin

Gesetzt aus der Caslon 540 durch Greiner & Reichel, Köln

Druck und Binden CPI books GmbH, Leck, Germany

Printed in Germany

www.aufbau-verlag.de



TEIL I

Südfrankreich/London 1943



Kapitel 1

D*as war keine gute Idee gewesen. Ganz und gar keine gute Idee. Verdammt.*

Nancy duckte sich und lehnte sich gegen das, was von der gesprengten Hausmauer übrig geblieben war. Für einen Moment schloss sie die Augen. Der beißende Brandgeruch drang durch ihre Nase bis in den Rachen, der Rauch brannte in ihren Augen. Sie versuchte, noch tiefer in Deckung zu gehen, und spürte, wie ihre Muskeln verkrampften. Die deutsche Patrouille war nicht mehr weit entfernt, ihre Stimmen wurden immer lauter.

»Da, auf der linken Seite!«

Die Mauer der Wohnung, hinter der Nancy sich verbarg, war am Vortag noch Teil eines Hauses gewesen – des Heims einer Familie. Sie hatte zu den schmalen alten Mietshäusern Marseilles gehört, in denen die weniger angesehenen Bürger der Stadt lebten, liebten, sich in die Haare gerieten und mit Gaunereien über Wasser hielten.

Nancy schaute sich um. Sie trug ihren zweitbesten Mantel und ihre drittbesten Pumps, und nun hockte sie in diesem Schuttloch, vor ihr Mauerreste, leere Fensteröffnungen – und nur eine Tür. Ihre Schuhe drückten. Sie ließ ihren Blick

nach oben wandern und blickte in den wolkenlosen Winterhimmel.

Diese verfluchten Nazis. Überall waren sie dabei, Sprengsätze zu zünden und die Bewohner des Viertels Le Panier zu vertreiben. Andere kontrollierten, ob sich noch jemand in den zerstörten Häusern aufhielt, und sie nahmen alles unter Beschuss, was ihnen über den Weg lief.

Nancy hörte, wie sie auf ihr Schlupfloch zukamen.

Irgendwo schlugen Granaten ein, fielen Mauern berstend in sich zusammen, weiter oben am Hang wurde geschossen.

»Wir haben noch ein paar Ratten aufgestöbert«, sagte jemand, der nach einem älteren Mann klang, wahrscheinlich ein Offizier.

»Dabei wollen wir doch eine weiße Maus«, warf ein zweiter ein, und alle lachten.

Der Großteil von Nancys wohlhabenden Freunden hätte nicht einmal im Traum daran gedacht, Le Panier zu betreten, weder jetzt noch vor dem Krieg. Es war für sie das Reich der Unterwelt.

Doch als Nancy vor fünf Jahren in die Stadt kam, war sie irgendwann auch in diese Gegend geraten. Sie sah die engen, steilen Gassen, die Ganoven, Trinker und Spieler, und sie verliebte sich sofort in das Viertel. Die verblichenen Farben der heruntergekommenen Häuser, das aufbrausende Temperament der Menschen, das Zwielfichtige ihrer Geschäfte, all das zog sie an. Sie hatte von jeher ein Talent besessen, sich an Orten aufzuhalten, die man besser mied. Früher als Journalistin war ihr das zugute gekommen, und hier in Marseille wusste sie, dass man ihr als Australierin Dinge nachsah, die sich eine Französin niemals hätte erlauben können.

Noch vor wenigen Tagen hatte Nancy sich in den verwinkelten Gassen wie zu Hause gefühlt. Sie teilte ihre Zigaretten mit den kleinen Ganoven, die bei krummen Touren an den Ecken Schmiere standen, und wenn sie sich mit einem der Bosse unterhielt, benutzte sie dieselbe Sprache wie er. Auch seitdem sie mit einem der reichsten Geschäftsmänner der Stadt liiert war, hatte sie nicht aufgehört, durch die übel beleumundete Gegend zu streifen. Und es hatte sich bezahlt gemacht. Denn als der Krieg begann und die Lebensmittel sogar im unbesetzten Süden Frankreichs knapp wurden, war Nancy mit der Hälfte der Schwarzmarkthändler von Marseille auf Du und Du.

»Hier unten ist alles geräumt«, hörte sie draußen jemanden sagen.

»Also weiter.«

Dann besetzten die Deutschen den Süden Frankreichs, die Illusion, von ihnen verschont zu bleiben, löste sich in Luft auf. Auch in der Altstadt von Marseille lernte man ihre Schreckensherrschaft kennen, und nun sprengten sie hier seit dem Vortag die Häuser, um all die *provocateurs*, die Schmuggler und Diebe zu verjagen, die Nester des Widerstands zu zerstören und Juden aufzuspüren. Und all diejenigen, die sich nicht rechtzeitig davonmachten, wurden erschossen.

Nancy hätte sich ohrfeigen können. Wie war sie bloß auf die Schnapsidee gekommen, sich hier mit ihrem Kontaktmann zu treffen? Hatte sie nicht gewusst, dass die Deutschen überall sein würden? Hatte sie vergessen, dass diese gestiefelten Mörder nach nichts begieriger Ausschau hielten als nach der Weißen Maus, einem Phantom, das als Ku-

rier und Fluchthelfer für die Résistance agierte? Und dass es vielleicht eine wirklich schlechte Idee sein könnte, ausgerechnet hierher zu kommen, da sich dahinter niemand anders als sie selbst verbarg – Nancy Wake, einst Journalistin, heute verwöhntes Mitglied der Marseiller Oberschicht?

Sie zwang sich zur Ruhe. Das Treffen war ihr wichtig gewesen, und es hatte an diesem Tag stattfinden müssen, selbst wenn die Deutschen dabei waren, die Straßen ringsum in Schutt und Asche zu legen. Und so hatte sie auf volles Risiko gesetzt, war Patrouillen ausgewichen und hatte ihren Kontaktmann aufgespürt, diesen windigen Kerl, bei dem sie bis zuletzt nicht gewusst hatte, ob er sich an ihre Abmachung halten würde.

Doch nun steckte die Beute unter ihrem Arm, eingeschlagen in eine der verlogenen Zeitungen der Vichy-Regierung. Tausend Francs hatte der Spaß sie gekostet, aber das, was sie erstanden hatte, war ihr jeden Centime wert – vorausgesetzt, sie schaffte es lebend nach Hause.

Nancy warf einen Blick auf ihre Uhr. Verdammt, sie musste los. Sie überlegte, was sie tun würde, wenn sie auf dem Rückweg an eine deutsche Patrouille geriet, und beschloss, gegebenenfalls ihre übliche Masche abzuziehen und so zu tun, als hätte sie sich verlaufen. »Du liebe Güte, wie bin ich bloß hierher geraten?«, würde sie mit Unschuldsmiene flöten. »Ich muss vom Friseur die falsche Abzweigung genommen haben. Wie gut Sie in Ihrer Uniform aussehen. Ihre Mutter muss sehr stolz auf Sie sein.« Natürlich konnte sie nie sicher sein, damit durchzukommen, aber bisher hatte es immer geklappt. Rot geschminkte Lippen, Augenzwinkern, ein tiefer Blick – und schon schaffte man es durch eine Kon-

trolle, ohne dass jemand die Handtasche durchsuchte, unter deren Futter sich Ersatzteile für ein Funkgerät verbargen, oder den Körper abtastete und entdeckte, dass eine Geheimnachricht an der Innenseite ihres Schenkels befestigt war.

Aber wie sollte sie von hier fortkommen? Zwei der Deutschen hatten das, was von diesem Haus übrig war, gerade betreten. Nancy überlegte. Wenn es ihr gelänge, sie zurückzuscheuchen, könnte sie über den Hof verschwinden. Wenn nicht, müsste sie sich den Weg freischießen.

Sie holte den Revolver aus ihrer Handtasche. Zeit, lange nachzudenken, hatte sie nicht mehr. Sie reckte den Hals und spähte durch die Fensteröffnung auf die Straße. Das gegenüberliegende Haus brannte, nur der erste Stock war noch halbwegs intakt. Durch die aufgerissene Fassade konnte sie ein vollständig eingerichtetes Zimmer erkennen, bis hin zu einer Blumenvase auf dem Tisch, in der die unergründlichen Wege des Lebens eine einzelne Rose das Geschehen hatten überdauern lassen.

Nancy öffnete die Trommel ihres Revolvers, ließ die Kugeln in ihre Hand fallen und schleuderte sie über die schmale Gasse in das brennende Haus.

Draußen drehte sich ein Soldat um, er musste die Bewegung aus dem Augenwinkel wahrgenommen haben.

Nancy presste sich gegen die Mauer und zählte mit angehaltenem Atem. Eins, zwei – dann kam der Knall. Das Feuer hatte die erste Kugel erreicht. Der zweite Knall folgte umgehend.

»Feuer erwidern!«, brüllte jemand.

Die beiden Deutschen stürzten hinaus in die Gasse und schossen ins Nichts. Nancy rannte durch das, was einmal

eine Hintertür gewesen war, und durchquerte den Hof. Gleich darauf hastete sie durch das Labyrinth kleiner Straßen, bis sie die Rue du Bon Pasteur erreichte, wo weit und breit keine Deutschen zu sehen waren. Erleichtert atmete sie auf und lief den Hang hinunter, eine behandschuhte Hand auf ihrem Hut. Ihr Päckchen war gerettet.

Unten angekommen, lief sie beinahe doch noch einer Patrouille in die Arme. Glücklicherweise standen die Männer mit dem Rücken zu ihr. Nancy drückte sich an die Mauer eines Hauses und bewegte sich schrittweise rückwärts.

Im Fenster des Hauses saß eine Katze, die sie beobachtete. Nancy beschwor das Tier, lautlos sitzen zu bleiben, und hoffte, es spürte nicht, dass sie eine Hundefreundin war. Hinter ihrem Rücken öffnete sich eine Gasse, so eng, dass sie sich gerade so hineinzwängen konnte, und voller Unrat.

Nancy versuchte, mit dem Mantel nicht an die schmierigen Hausmauern zu stoßen. Der Gestank hier war schlimmer als der des Fischmarkts im Hochsommer. Nur noch durch den Mund atmend warf sie einen Blick auf ihre verdreckten Pumps und hoffte, dass Claudette wusste, wie man sie reinigen konnte. Es waren teure Schuhe gewesen, an denen Nancy hing, auch wenn sie drückten. Sie hörte die Stimmen der Soldaten. Offenbar hatten sie jemanden gefasst und brüllten ihn an. Seine Erwidierungen waren kaum zu verstehen, klangen jedoch verzagt.

Zeig ihnen nicht, dass du Angst hast, befahl Nancy ihm stumm. Angst stachelt sie an.

»Auf die Knie!«

Nancy blickte zu dem schmalen Streifen blauen Himmel hinauf und betete. Zwar glaubte sie nicht an Gott, aber

falls es Ihn doch gab, erhörte Er sie vielleicht. Sie fragte sich, wie viele Menschen in den umliegenden Häusern mitbekommen hatten, dass einer von ihnen in Schwierigkeiten war, und ebenfalls beteten, ohne zu wissen, ob es etwas nützte.

Ein Gewehr wurde entsichert. Man hörte das Geräusch rennender Schritte, die sich ihr näherten. Der Dummkopf versuchte zu fliehen. Der Schuss hallte von den Häusern wider. Ein Schrei ertönte, die Schritte wurden schleppend. Mit einem Stöhnen fiel der Mann aufs Kopfsteinpflaster, genau auf Höhe der Gasse. Dann lag er still, das Gesicht zu Nancy gewandt. Er schien sie anzusehen.

Mein Gott, dachte sie, wie jung er noch war, bestimmt nicht älter als achtzehn. Er hatte den leicht olivfarbenen Teint eines Jungen, der unter der Sonne Marseilles groß geworden war, hohe Wangenknochen und dunkelbraune Augen. Das kragenlose Hemd, das er trug, war das eines Arbeiters, leicht verschlissen, aber sauber. Wahrscheinlich hatte seine Mutter es für ihn gewaschen. Unter ihm breitete sich eine Blutlache aus, sickerte in die Ritzen des unebenen Pflasters. Die Lippen des Jungen bewegten sich, als wolle er ihr ein letztes Geheimnis zuflüstern.

Dann versperrten ihr die Stiefel eines deutschen Soldaten den Blick auf das Gesicht des Jungen. Nancy wich, so weit sie konnte, zurück in die Gasse. Der Soldat rief etwas über die Schulter nach hinten, das sie nicht verstand.

Er nahm sein Gewehr von der Schulter, und Nancy konnte den Jungen wieder sehen. Ihre Welt verengte sich, bestand nur noch aus einem Stück Kopfsteinpflaster und dem Gesicht eines sterbenden Jungen. Der Schuss löste sich. Blut

spritzte auf. Der Körper des Jungen zuckte und sackte in sich zusammen. Der Glanz seiner Augen erlosch.

Eine heiße Welle des Zorns brandete in Nancy auf. Sie schob eine Hand in ihre Handtasche, fasste ihren Revolver und erstarrte in ohnmächtiger Wut, als sie sich an die leere Trommel erinnerte.

»Sauerei!«, sagte der Schütze und wischte Blut von seinem Uniformrock. Er war zu dicht an sein Opfer herantreten, beim nächsten Mal würde er es vermutlich besser wissen. Sein Blick glitt über die Häuser, verharrte auf dem Fenster, in dem die Katze gesessen hatte. Nur wenige Schritte trennten ihn von Nancy. Sie überlegte, was sie tun würde, sollte er sie entdecken. Mit bloßen Händen umbringen konnte sie ihn nicht, also musste sie sich irgendwie herausreden. Sollte sie die verschüchterte kleine Frau spielen? Oder die empörte Französin, die sich als Ehefrau eines einflussreichen Manns die Belästigung verbat? Oft war Angriff die beste Verteidigung, und in ihr drängte alles danach, den Deutschen anzuschreien – auch auf die Gefahr hin, dass er dann auch sie erschoss.

Er wurde von seinen Kameraden gerufen. Nachdem er sich ein letztes Mal umgesehen hatte, wandte er sich ab und verschwand.

Nancy wartete, den Blick auf das Gesicht des Toten geheftet. Bilder zogen an ihrem inneren Auge vorüber. Hitler, wie er in Berlin eine Rede hielt. Sie stand in einer kleinen Gruppe Auslandskorrespondenten, verstand kein Wort des Gesagten, spürte nur die hysterische Begeisterung der Menge um sich herum. Sie und ihre Kollegen waren aus Paris nach Deutschland gekommen, um sich selbst einen

Eindruck von diesem komischen Kauz namens Hitler zu machen. Die anderen Korrespondenten waren deutlich älter und erfahrener als Nancy, ihre Besorgnis schienen sie jedoch zu teilen.

Dann Wien. Truppen der SA schlugen die Schaufenster jüdischer Geschäfte ein, schleiften die Besitzer auf die Straße und prügelten auf sie ein. Einige der Umstehenden wandten die Gesichter ab, andere feixten und applaudierten.

Dann Polen, von den Deutschen überfallen, und die Monate des Ausharrens, die sich anschlossen, nachdem England und Frankreich Deutschland den Krieg erklärt hatten, und zunächst nichts geschehen wollte.

Die Flüchtlinge mit ihren Bündeln, die sich in Paris in ihren Wagen drängten, als die Deutschen in Frankreich einfielen und aus ihren Flugzeugen mit Maschinengewehren auf Karawanen von Frauen und Kindern schossen. Die Eroberung von Paris. Henri, der, gedemütigt von der Totalität der französischen Niederlage, mit gebrochenem Herzen von der Front heimkehrte.

Nancy ballte ihre Hände zu Fäusten. An jenem Tag in Wien hatte sie sich geschworen, die Nazis zu bekämpfen, und alles, was sie seitdem von ihnen gesehen hatte, hatte sie in ihrem Entschluss bestärkt. Der Hass auf diese Verbrecher verlieh ihr Kraft, jeder kleine Triumph gab ihr Auftrieb. Ihre Hoffnung war, dass die deutschen Truppen und ihr wahn sinniger Führer schon bald und endgültig an Russland scheitern würden.

Nancy wusste, dass sie sich vor den Deutschen und ihren französischen Handlangern fürchten und mit eingezogenem Kopf auf das Ende der Besatzung warten sollte, aber dazu

war sie nicht in der Lage. Geduld und den Kopf einziehen waren ihr nicht gegeben.

Ihr Blick fiel auf den Toten in der Gasse, in dessen Augen alles Licht erloschen war. Wieder ein Bild, das sie fortan begleiten würde.

Nancy trat an ihm vorbei und schaute über die Straße. Die Deutschen waren verschwunden. Sie lief zu dem kleinen Platz mit dem Brunnen, wo sie ihr Fahrrad abgestellt hatte, legte ihr Päckchen in den Korb an der Lenkstange und fuhr los.

Auf der Uferpromenade, hinter der sich das in der Sonne glitzernde Mittelmeer bis zum Horizont erstreckte, stieg Nancy vom Rad. Sie musste sich ihren Kauf noch einmal ansehen. Mit einem sorgfältig manikürten Fingernagel ritzte sie das Zeitungspapier auf und enthüllte eine Flasche Krug, Jahrgang 1928. Der Champagner, den Henri an ihrem ersten Abend in Cannes bestellt hatte. Liebevoll ließ sie ihren Blick auf dem Etikett ruhen. Dann zupfte sie das Einschlagpapier wieder zurecht und fuhr weiter zu dem Viertel, wo sie und Henri seit Kriegsbeginn wohnten. Und das Bild des sterbenden jungen Mannes verblasste.

Nancy hob ihr Gesicht in die Sonne und spürte den Wind, der vom Meer her wehte. Sie war die Weiße Maus, auf deren Kopf, tot oder lebendig, die Deutschen fünf Millionen Francs ausgesetzt hatten, und in ihrem Fahrradkorb lag eine Flasche des besten Champagners, den es auf dem Schwarzmarkt gab. Irgendetwas schien sie also richtig zu machen. Darauf würde sie an diesem Abend trinken, aber vorher musste sie sich noch zurechtmachen und ihr Brautkleid anziehen.